

# Don Pascual

Bis zum  
**SCHNIEZ**  
- und weiter



Spankinggeschichten

# Impressum

„Bis zum Schmerz – und weiter“ von Don Pascual

herausgegeben von: Club der Sinne®, Hinstorffstr. 110, 19412 Brüel,  
Dezember 2023

zitiert: Don Pascual: „Bis zum Schmerz – und weiter“, 1. Auflage 2023

© 2009-2023

Club der Sinne®

Inh. Katrin Graßmann

Hinstorffstr. 110

19412 Brüel

[www.Club-der-Sinne.de](http://www.Club-der-Sinne.de)

[kontakt@club-der-sinne.de](mailto:kontakt@club-der-sinne.de)

Stand: 01. Dezember 2023

Gestaltung und Satz: Club der Sinne®, 19412 Brüel

Coverfoto: © salajeon/shutterstock.com

Covergestaltung: Club der Sinne®

ISBN 978-3-96980-106-2

**Dieses eBook ist urheberrechtlich geschützt.**

Weitere eBooks von Don Pascual finden Sie hier:

[https://www.club-der-sinne.de/index.php?manufacturers\\_id=102](https://www.club-der-sinne.de/index.php?manufacturers_id=102)

Weitere erotische Literatur zum Sofortdownload finden Sie unter

[www.Club-der-Sinne.de](http://www.Club-der-Sinne.de)

**Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden und volljährig.**

**Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein  
zufällig.**

**Erfundene Personen können darauf verzichten, aber im realen Leben  
gilt: Safer Sex!**

Don Pascual

**Bis zum Schmerz**

**– und weiter**

**Spankinggeschichten**

# Inhaltsverzeichnis

Stillgestanden! Bücken!.....	6
Gartenpflege.....	43
Liebe strenge Lehrerin.....	106
Der erste Abend.....	120
Der eigentliche Einstand.....	128
Vertiefung.....	137
Leidensgenossen.....	143
Coaching.....	151
Rollentausch.....	153
Abschied.....	169
Weitere eBooks von Don Pascual finden Sie hier.....	171
Weitere erotische Literatur zum Sofortdownload.....	175

# Stillgestanden! Bücken!

(Wie man auch Disziplin halten kann)

Die Kaserne sah genauso aus, wie man sich eine vorstellt, bis man das fragwürdige Vergnügen hat, in einer wohnen zu müssen. Das verbessert aber nicht die Vorahnung. Ein feiner Nieselregen legte noch einen zusätzlichen Stimmungsfiler über die Szenerie, als ich damals zum Wehrdienst einrückte. Riesige graue Kästen, die in ihrer Schlichtheit und Strenge der Linien entfernt an den Bauhausstil erinnerten, aber bei näherem Hinsehen nur alte Mietshäuser waren. Mehrere solcher Gebäude standen um einen Exerzierplatz herum wie riesige Schuhkartons mit Fenstern. Irgendjemand hatte sogar daran gedacht, einige struppige Bäumchen mehr oder minder zufällig an die unwahrscheinlichsten Stellen der Gegend zu platzieren, wo sie garantiert keine Chance hatten, dem tristen Ambiente vielleicht einmal einen grünen Anstrich zu geben. Mir schienen diese rachitischen Geschöpfe nur ihrem Schicksal ausgeliefert zu sein, niemals zu anständigen Bäumen heranwachsen zu dürfen. Sogar die armseligen Blecheimer, die ihrer strategischen Platzierung nach wohl als Abfallbehälter dienen sollten, hatten in diesem Revier wohl eine bessere Überlebenschance als diese traurigen Bäumchen. Das sagte mir jedenfalls mein Bauchgefühl. Mag sein, dass der erste, schockierend negative Eindruck zu dieser Prognose beitrug.

Jedes Mal, wenn ich später nach einem viel zu kurzen Wochenende des ersehnten Abschaltens wieder am Wachhäuschen vorbeischnitt, blieb der optische Eindruck unverändert bedrückend und mein Hirn wurde automatisch von Bildern geflutet, die meine künftige berufliche Laufbahn begleiten würden. Und jedes Mal wurde ich jäh vom gemütlichen Wochenende in die raue Realität befördert. Ich befand mich nicht in einem Fünf-Sterne-Resort, sondern auf einem Ausbildungsgelände der Bundeswehr. Hier wurden wir Rekruten darauf eingestimmt, dass wir es als Sanitäter beim Militär später bei den Einsätzen in den Feldlagern auch nicht besser haben würden. So, wie die internationalen Spannungsgebiete

im Augenblick nun mal waren, bestand das Angebot der künftigen Einsätze aus der Wahl zwischen Pest und Cholera. Nach der relativen Wohlfühlphase der medizinischen Ausbildung gab es nur noch hässliche Alternativen zwischen Kampfgebieten mit entsprechend schweren Verletzungen bei den Kameraden; das Schicksal der Sanitäter. Ein ruhiger Job an der Heimatfront wäre so etwas wie ein Lottogewinn, stand aber nicht zur Debatte.

Wie auch immer, noch befand ich mich in der Schonphase; die lebenserhaltende, notwendige militärische Grundausbildung und ganz viele herausfordernde medizinische Lernfächer waren stressig. Für uns Rekruten sorgten einige erfahrene militärische Ausbilder dafür, dass wir nicht auf die einfachsten Tricks von Taliban und Konsorten hereinfallen und auch die gelegentlichen anstrengenden Einsätze ohne Einbuße der Handlungsfähigkeit durchstehen würden. Im Übrigen dominierte aber eine große, ziemlich unmilitärische Riege von Ärzten, Pharmazeuten und Ausbildern der medizinischen Hilfsberufe die Szene. Die hatten zwar alle einen hohen Dienstrang, trugen aber nur selten Uniform und dann, wenn sie es mussten, widerwillig und mit dem Ausdruck von Widerwillen. Wenn man die wenig glamouröse Uniform statt der in diesen Kreisen üblichen angesagten zivilen Mode als Dienstkleidung tragen musste, drängte sich der Verdacht auf, dass diese dem Aussehen nach in einigen Fällen schon von ihren Vorgängern getragen worden war.

Ansonsten war der Ton offiziell zwar dienstlich militärisch, untereinander aber locker, familiär und kollegial. Nur wir Neuzugänge wurden von beiden Seiten drangsaliert: Von den militärischen Ausbildern wurden wir als Zivilisten beschimpft, die nicht einmal grüßen konnten, und von den Medizinern als hoffnungsloser menschlicher Auswurf beurteilt, der erst dann Respekt verdiente, wenn er oder sie beim unvermittelten Anblick eines abgerissenen Beines (das einer Leiche natürlich) nicht einfach kotzten, die Segel strichen und zum Beispiel lieber bei einem Reisebüro anheuerteten, sondern Fragen nach dem Was-jetzt-tun stellten.

Als ich einst nach einem eindrucksvollen Flug im offenen Cockpit eines Oldtimers den Entschluss fasste, fliegen zu lernen, musste ich mich

ebenfalls mit existentiellen Fragen beschäftigen wie der Frage nach einem Notausgang beim Versagen meines Motors. Das abgerissene Bein war in etwa das Pendant zu der Situation, in der mein Ausbilder den Motor abstellte und mir riet, nach einem Plätzchen zum Landen zu suchen. In beiden Fällen wurde und wird selbstverständlich erwartet, dass man in der Lage ist, Angst zu unterdrücken und konzentriert zu handeln.

Das Kommando hatte übrigens eine Frau. Bei all den niederdrückenden Details des Standortambientes eine hundertprozentige Steigerung des Niveaus. Eindeutig! Hübsch, hochgewachsen, drahtig, doch mit den Rundungen an den richtigen Stellen und beinahe mütterlich freundlich, wenn sie nicht gerade einen meiner armen Kameraden zusammenfaltete. Es waren in der Regel Kameraden, nicht Kameradinnen. Sie war in dieser Beziehung wohl etwas parteiisch; ihr Name war Anja. Neben dem militärischen Rang eines Obersts hatte sie auch noch eine Professur an der Bundeswehrhochschule. Von einigen ihrer älteren Offizierskollegen/innen wurde sie geduzt, und nur selten musste sie unter Offizieren ihren militärischen Rang benutzen, um sich Respekt zu verschaffen. Sie besaß natürliche Autorität und daneben eine ganz besondere Art, sich bei den Rekruten Respekt zu verschaffen. Dazu benutzte sie statt des militärischen Ranges die natürliche Waffengleichheit unter allen Soldaten und Soldatinnen: die körperliche Fitness auf dem Sportplatz. Hatte jemand derartig stinkenden Mist gebaut, dass er oder sie zur Kommandantin beordert wurde, nahm sie sich die Sünder persönlich vor, statt den diensthabenden Unteroffizier zu bemühen. Der Spieß sah diese Art der Disziplinierung mit Missbilligung: Schließlich wilderte sie in seinem Revier.

Statt Liegestütze beim Spieß gab es nämlich Strafrunden mit der Kommandantin. Die disziplinarischen Maßnahmen durften die Unglücklichen unter persönlicher Aufsicht der Kommandantin auf dem Sportplatz erleiden; die sah beileibe nicht nur zu, sondern lief mit und trieb die hechelnden Läufer scheinbar mühelos zu größerer Schnelligkeit an, ohne dabei außer Atem zu geraten. Als Ärztin achtete sie natürlich darauf, wann genug tatsächlich genug war, doch mit ihr laufen zu dürfen, war unter den Rekruten außerordentlich gefürchtet. In der Regel war man



hinterher völlig platt. Selbst ihr äußerst knappes Sporttrikot, aus dem aufreizende Po-Ansätze hervorlugten und locker wackelten, war keine Kompensation. Vor einer Frau, die für viele eine Mutter sein könnte, wollte man natürlich keine Schwäche zeigen, hatte aber nie eine Chance. Insider verbreiteten das Gerücht, sie wäre als Studentin eine Leichtathletik-Kanone gewesen. Das war wahrscheinlich korrekt, Die Strafrunden halfen ihr, in Form zu bleiben und gleichzeitig etwas Spaß zu haben – wenn auch auf Kosten der armen, vergleichsweise untrainierten Rekruten.

Der medizinische Unterricht war auf jeden Fall sehr gut, wenn auch ziemlich einseitig auf die Versorgung von Verwundeten ausgerichtet, also klassische Notfallmedizin und entsprechende Pharmazie. Die Bedeutung praktischer Fertigkeiten und die Fähigkeit, improvisieren zu können, war Gold wert und konnte nur in begrenztem Maße erlernt werden. Wie man unter Kampfbedingungen improvisieren muss und wie das Setzen von Prioritäten mit Hilfe gesunden Menschenverstandes das wichtigste Hilfsmittel ist, war quasi ein Hauptfach. Zu welchen brutalen Entscheidungen man dabei gezwungen sein könnte, wollten wir uns lieber nicht vorstellen, aber man ließ keine Gelegenheit aus, uns daran zu erinnern.

Das Ausbildungs-Bataillon für die Sanitäter-Laufbahn hatte einen überraschend hohen Anteil an Frauen. Frauen sind in medizinischen Berufen bekanntlich häufiger anzutreffen als Männer, da sie viele Tätigkeiten genauso gut oder besser ausführen können. Doch in Kampfeinsätzen wird zusätzlich noch die notwendige Physis verlangt, einen Verletzten unter Umständen in Deckung schleppen zu müssen. In der Ausbildung wurde also keine Rücksicht auf das angeblich schwache Geschlecht genommen. Wer das nicht packte, im wörtlichen Sinne, passte nicht in die Truppe. Doch die Mädels wussten, was auf sie zukommen würde, und waren ziemlich hart im Nehmen. Etliche unter ihnen forderten selbst den Spieß heraus.

Wo junge Leute aller Geschlechter miteinander leben und arbeiten, kommt es natürlich zu körperlicher Nähe. Insbesondere die praktischen Übungen an leibhaftigen Menschen – man verzichtete bewusst auf leblose

Puppen – war für einfach gestrickte Rekruten unter Umständen eine Herausforderung. Einerseits ist das Erlernen von Notfallhilfe ohne körperliche Berührungen nicht machbar, andererseits wurden jede Art von unprofessioneller Handlungsweise und erst recht etwaige Übergriffe streng bestraft. Uns allen wurde deutlich klar gemacht, dass Soldaten und Soldatinnen zwar keine sexlosen Wesen sind, doch dass der Respekt vor der Würde anderer selbstverständlich sein muss, wie es das Grundgesetz fordert. Natürlich kam es trotz der Warnungen zu Übergriffen, weil das enge und sicherlich auch verführerische Nebeneinander von manchen Kameraden nicht problemlos verarbeitet werden konnte. Während es in ernsteren Fällen nicht ohne Entlassungen und sogar Militärgericht ging, waren die verhassten Strafrunden mit der Kommandantin das Mittel der Wahl und ein ernsthaftes Abschreckungsmittel.

Als Neuling war für mich jungen Mann alles ungewohnt. Es gab unendlich vieles gleichzeitig zu lernen. Fettnäpfchen lauerten hinter jeder Ecke. Fehler blieben nicht aus. Für die Standardbehandlung war der Spieß zuständig, doch für schwerere Delikte nahm sich die Kommandantin Zeit. Meist waren mehrere Sünder gleichzeitig fällig und trabten ihre Runden unter den kritischen Bemerkungen der Kommandantin, bis diese die Wirkung für adäquat hielt. Das bedeutete für die meisten neben der körperlichen Belastung auch einen gepflegten Muskelkater für die nächsten Tage. Wir mussten zwar ein Minimum an militärischem Drill und Ausbildung an der Waffe ableisten, auch dies für etliche eine harte Zeit, aber das Hobby der Kommandantin war weitaus gefürchteter. Im Übrigen nahmen die militärischen Ausbilder auf die hohen Belastungen durch die Lernfächer Rücksicht; es kam nicht zum typischen Boot-Camp-Schleifen.

Unter mehreren hundert Rekruten lernte man schnell, als Einzelner praktisch nur bei Prüfungen oder bei praktischen Übungen wahrgenommen zu werden. Aufzufallen war schon zu Kaisers Zeiten beim Militär noch nie angesagt gewesen, weder bei der kämpfenden Truppe noch in der Ausbildung. Man versucht automatisch, so unsichtbar zu sein wie möglich. Das hatte ich schnell verinnerlicht. Offiziere sind dagegen immer exponiert und leben ganz gut damit. Einfache Rekruten

nehmen sie einfach nicht wahr. Umgekehrt achtet man auch als Rekrut reflexartig darauf, nicht bemerkt zu werden. Wenn es sich nicht vermeiden lässt, in den Radar eines Vorgesetzten zu geraten, wird man im Regelfall ignoriert, doch schon ein nicht ganz perfekt ausgeführter Gruß kann Folgen haben. Es beunruhigte mich daher, dass ich Anjas Blicke mehrfach auf mich gerichtet bemerkte, ohne in ihre unmittelbare Nähe geraten zu sein. (Wir nannten sie alle Anja, wenn sie nicht dabei war. Ansonsten war sie natürlich Frau Oberst oder mit ihrem akademischem Titel Frau Professor.) Ich konnte mir allerdings nicht vorstellen, welches Interesse sie an mir fand und maß diesen Blicken nach kurzer Zeit keine größere Bedeutung zu.

Meine Ausbildung nahm also den gewohnten Lauf, die Ergebnisse von Tests und Prüfungen waren ganz ordentlich und auch meine Physis gab Anlass zu einem gewissen Stolz. Selbst der Spieß klopfte mir eines Tages wohlwollend auf die Schulter. Sein Urteil bedeutete fast eine Beförderung vom Rekruten zum Soldaten.

„Na, da haben wir aus Ihnen doch noch fast einen Soldaten gemacht. Bleiben Sie so in Form, dann kann das im Dienst lebensrettend sein – für Sie und für andere!“

Diese schlichte Wahrheit blieb mir im Gedächtnis hängen und fand in Afghanistan eines Tages tatsächlich ihre Bestätigung, als wir unter Feuer einen Kameraden hunderte Meter im Laufschrift schleppen mussten.

Aber zurück zur Ausbildung. Es gehörte auch Schwimm- und Tauchtraining dazu. Schließlich könnten wir unter Umständen auch bei Marineverbänden zum Einsatz kommen. Und sogar zu Lande gibt es bekanntlich genug Wasser, um reinzufallen und darin umzukommen. Dieses Training war sehr beliebt, weil es erfrischte und uns Männern interessante Ausblicke auf weibliche Rundungen erlaubte, obwohl natürlich schon peinlich auf gute Kinderstube geachtet wurde. Im Übrigen war die Darbietung männlicher Attribute ja auch für die Damen nicht uninteressant. So manchen der jungen Männer würde eine Frau oberflächlich betrachtet sicher nicht von der Bettkante stoßen. Quintessenz dieser Intermezzi waren jedenfalls gute Chancen, die

körperlichen Vorzüge junger Rekrutinnen und Rekruten ungestört studieren zu können. Das taten wahrscheinlich auch die Ausbilder, von denen immer auffällig zahlreiche anwesend waren (Honi soit ...). Ich glaube, dass bei diesen Stunden im Schwimmbad sozusagen die Voraussetzungen für spätere Entwicklungen erkundet wurden, zu denen ich bald kommen werde, nachdem ich Ihnen, meine Leser(innen), die Atmosphäre näher gebracht haben werde.

Unsere Stube war zum Teil mit Rekruten und zum Teil mit Kameraden besetzt, die bald ihre Ausbildung beendet haben würden. Die Idee der gemischten Belegung bestand darin, den Neuen zu helfen, sich zurecht zu finden. Da formten sich natürlich auch engere Verbindungen. Mein Freund und Helfer war David, ein etwas verträumter, doch dann auch wieder sehr energisch zupackender Sani. Wir waren beide ein kleines Stück androgyn veranlagt, wenig behaart und ein Stück rundlicher als die typisch männlichen Kameraden. Wir waren keineswegs homosexuell, wohl aber mit einer liberalen Portion Toleranz gegenüber aller Art von einschlägigen Neigungen ausgestattet. Natürlich nahm man andere unter der Dusche unbewusst wahr – vielleicht auch gelegentlich ganz bewusst. David war schlank, nicht zu muskulös, aber kräftig und wohl portioniert. Ein fester Rücken über seiner schmalen Taille endete mit einem eher runden Po mit etwas mehr Fett über den durchaus ausgeprägten Gesäßmuskeln. Ich stehe nicht auf Männer, sehr wohl aber auf Hinterteile, bevorzugt natürlich auf die von Frauen. Aber ein eher rundlicher Männer Po kann für mich auch reizvoll sein. Grund dafür ist nicht primär sexuelle Anziehung, sondern eine schon im Teenageralter entdeckte Neigung, solch ein ästhetisch schön geformtes Hinterteil zu betrachten, zu berühren und später – mutiger geworden – zu versohlen. Dabei machte ich auch vor einem Männer Po nicht halt, solange er mir gefiel. Davids Hinterteil sah fast aus wie das einer Frau und passte daher in mein Beuteschema, wenn auch nachrangig im Vergleich mit einem richtigen Frauenarsch.

Er muss das gespürt haben, jedenfalls brachte er eines Tages das Thema zur Sprache.

„Sag mal, du bist doch hoffentlich nicht schwul?“

„Nein, natürlich nicht, warum fragst du?“

„Dein offensichtliches Interesse an meinem Arsch lässt sowas vermuten, es sei denn“, er machte eine nachdenkliche Pause, „du gehörst zur Community.“

Mein Herzschlag beschleunigte sich. „Heißt was?“

„Na ja, zur Spanking- oder S/M-Gemeinde.“

„Ertappt!“, sagte ich lachend nach einer kurzen Verlegenheits-Pause. „Ist das so offensichtlich?“ Nun wurde es richtig interessant.

„Nur für Leute mit dieser speziellen Antenne für unsere Spezies. Geahnt hatte ich es schon sehr früh.“

Eine Weile schwiegen wir und versuchten jeder für sich Schlussfolgerungen und daran anschließend Optionen für zukünftiges Verhalten zu finden. Am Ende nahm ich den Faden wieder auf.

„Bei der eingeschränkten Privatsphäre hier besteht wohl kaum eine Möglichkeit, unsere Leidenschaft auszuleben. Hast du vielleicht hier oder draußen schon ein weibliches Wesen mit unserer Neigung entdeckt?“

Er lachte kurz und freudlos. „Manchmal ähnelt das hier einem Nonnenkloster, zumindest was den Schutz der weiblichen Insassen vor übergriffigen Männern anbetrifft. Nee, negativ, das Eis in Richtung Damenunterkünfte ist mir zu dünn. Da wird zu gut aufgepasst. Und draußen habe ich nicht richtig umhergeschaut, schließlich habe ich zuhause meine Freundin. Die passt auf, dass ich mich benehme.“ Er lachte ein wenig.

„Bist du aktiv oder passiv?“, fragte ich. „Ich switche mit Schwerpunkt aktiv.“

„So ähnlich“, erwiderte er, „bei mir überwiegt die passive Neigung. Wie gesagt, darum kümmert sich meine Freundin. Aber hast du schon einmal einen Mann versohlt?“

„Ja, aber erst nach mehreren Anläufen. Ich bin außerhalb des Dienstes häufig an der Organisation spezieller Events in der Spanking Szene beteiligt und muss gelegentlich männliche – meist sehr unattraktive – Ärsche durchhauen, weil das von einigen gewünscht wird. Aktive Männer sind eher zurückhaltend, wenn sie einen anderen Mann schlagen sollen. Ich musste das oft als Pflichtaufgabe übernehmen. Dabei ist der

Abstand beim Gebrauch von Stock und Peitsche ja auch sehr hilfreich. Den nackten Po eines auf den Bock geschnallten Mannes zu versohlen, bedeutet noch keine wirklich intime Nähe. Aber mir fehlte lange Zeit der Härtetest.“

„Was meinst du damit?“

„Für mich war eine Tracht mit direktem Hautkontakt meiner Hand zum Po eines Mannes lange Zeit fast tabu. Ich betrachtete die Handlung auf diesem intimen Niveau als grenzwertig, vor allem angesichts der Wahrscheinlichkeit, auf meinem Schenkel ein erigiertes Glied zu fühlen.“

„Verständlich, besonders wenn der Partner schwul ist.“

„Genau. Aber eines Tages hat mich ein tatsächlich schwuler Bekannter aufgefordert, diese Schranke bewusst mit ihm zusammen zu überwinden, als ich von diesem Problem erzählte. Er lief bei dem Event nackt herum und trug einen Penis-Ring. Also würde es keinen Unfall geben. Das hat damals gut geklappt. Ich fühle mich auch heute nicht wirklich wohl dabei, doch die Berührung eines nackten Männerhinterns ist für mich kein Tabu mehr.“

„Das war für mich in der passiven Rolle ganz ähnlich. Ich konnte mir nicht vorstellen, von einem anderen Mann minus Unterhose übers Knie gelegt und mit der Hand versohlt zu werden. Aber eines Tages war es so weit und der Himmel stürzte nicht ein. Der Schmerz war ohnehin heftig genug, keine Erektion zuzulassen.“

Nachdem wir die wesentlichen Fakten über unsere Neigung erstmalig ausgetauscht hatten, gab es eine Weile keine weiteren Gespräche über dieses Thema. Wir besuchten die Vorlesungen und Übungen, wo David einmal provokant seinen Nackten für die Diskussion rund um den Hintern und seiner medizinischen Bedeutung zur Verfügung stellte. Ich beobachtete verstohlen die anwesenden Rekrutinnen, aber konnte kein auffälliges Interesse entdecken. Die hielten sich alle züchtig bedeckt. Dagegen bedankte sich die unterrichtende Ärztin zum Schluss mit einem kräftigen Klaps, der durch den Raum schallte und einen sehr deutlichen Abdruck ihrer Hand hinterließ. Selbst da gab es nur nervöses Giggeln, aber keine entlarvende Reaktion irgendeiner Rekrutin. David grinste jedoch der Ärztin ins Gesicht, ohne

etwas zu sagen und rutschte von der Untersuchungsfläche mit einer deutlichen Beule in seinem String Dreieck herab.

„Da können Sie mal sehen, Soldat, wofür dieses Körperteil auch noch geeignet ist“, sagte die Ärztin mit einem Kichern und verließ den Raum. Einmal davon abgesehen, dass man solch einen Unterricht auch ohne lebendiges Objekt durchführen kann, war die Ärztin eindeutig übergriffig gewesen, offenbar war das aber kein Problem für David. Generell war das Ziel für die Ausbildung von Sanitätern, uns einerseits den Wert menschlichen Lebens als oberste Maxime für unser Handeln einzuhämmern, ansonsten aber nicht zimperlich zu sein und einen Körper wie ein neutrales Objekt zu betrachten, das man behandelte, wie es die Situation erforderte, kühl und distanziert. So war man effektiv und erfolgreich, gleichgültig, ob der Mensch damit einverstanden war, sich schämte, in Panik schrie oder vor Schmerzen weinte. Das Soldatenleben härtete auch in dieser Beziehung ab, wie ich später auf die schlimme Tour lernen musste.

Nun aber zum Thema dieses Berichtes. Ich hatte keine Ahnung, wie lange der Vorlauf zu meinem Eintritt ins kaserneninterne Spankoland dauerte, wer involviert war und mich als Kandidaten auswählte. Höchst wahrscheinlich war David beteiligt, denn mit niemandem sonst hatte ich über meine Neigung gesprochen.

Die Mischung von militärischer Routine und Lehrveranstaltungen umfasste auch Übungen im Gelände. Wie ich bereits erzählte, waren Hindernisse und feindliches Feuer die realen Umstände, unter denen man einen Verletzten konzentriert und fast immer ohne optimale Hilfsmittel versorgen musste. Welche Verletzungen vorliegen, wurde natürlich simuliert, aber die Ausbilder bemühten sich nach Kräften, den Sani in Verlegenheit zu bringen. Ein „Verletzter“, den ich in einer ungewöhnlichen Körperverrenkung verbinden musste, hielt nicht still und sabotierte fast die ganze Rettungsaktion. Also schnauzte ich ihn an, gefälligst still zu halten, worauf er eine Ohnmacht simulierte.

Bei der abschließenden Manöverkritik wurde meine unprofessionelle Reaktion Gegenstand einer ausführlichen Analyse. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich unter realen Bedingungen wahrscheinlich engagierter

gewesen wäre; aber im Bewusstsein, dass es um eine Übung unter schwierigen Bedingungen ging, nicht aber um die psychologischen Probleme in solch einer realen Situation, versuchte ich mich herauszureden, statt einfach mein Fehlverhalten zuzugeben. Die Reaktion des Leiters der Übung bestand in der Ankündigung eines Termins mit der Kommandantin.

Meine Kameraden versuchten mich aufzumuntern, aber ich wusste, dass es keinen Ausweg gab. Ich hatte unter Beschuss versagt und würde die Konsequenzen tragen müssen.

Körperlich war ich in guter Verfassung. Aber es würde etliche harte Runden auf dem Exerzierplatz geben, angetrieben von einer Frau, die bislang noch jeden Rekruten geschafft hatte.

Pünktlich trat ich zu meinem Gespräch an und wurde zunächst nicht enttäuscht. Der weibliche Unteroffizier im Vorzimmer wusste sicherlich was anstand, aber ließ sich nichts anmerken. Sie winkte mich mit einem freundlichen Lächeln durch.

Im Gegensatz zu unseren spartanisch und schlicht möblierten Quartieren war das Büro der Kommandantin modern und gemütlich eingerichtet. Es gab eine Sitzecke, einen Teppichboden und eine Menge Pflanzen. Anja saß hinter einem Schreibtisch aus Holz und Chrom. Zunächst fiel mir nur ihr Uniformhemd auf, das an den richtigen Stellen deutliche Ausbuchtungen durch Nippel auswies. Kein BH, das war offensichtlich. Ich salutierte vorschriftsmäßig und der Hackenschlag stimmte.

„Na ja.“ Ihre Mundwinkel hoben sich zur Andeutung eines Lächelns, das aber gleich wieder verschwand. „Grüßen können Sie ja einigermaßen, Soldat, aber Sie sind ja nicht hier, um mir damit zu imponieren.“

Mir wurde im Folgenden sehr deutlich klar gemacht, wie sehr ernsthaft Verwundete nicht nur auf kompetente medizinische Versorgung angewiesen sind, sondern auch auf psychologische Unterstützung. Sie erläuterte dieses notwendige Verhalten anhand mehrerer, sehr drastischer Beispiele, die mich tatsächlich sehr betroffen machten. Alles das hatte ich erwartet, auch den harten Ton. Doch dann änderte sich das Skript der Standpauke in völlig unerwarteter Weise.



Die bisherige Ansage war streng und einschüchternd gewesen, und ich fand keine Ausrede oder Rechtfertigung. Gleichzeitig war die Wirkung dieser Frau auf so kurze Distanz überwältigend, sowohl als Frau als auch als mütterlich strenge Vorgesetzte. Sie wirkte völlig entspannt, doch ihre Autorität war sehr intensiv mit kühlen grauen Augen unter einem Schopf dunkelbrauner Locken auf dem schmalen Kopf. Ich wusste nicht, ob mich ihre Augen regelrecht hypnotisierten. Da war doch so viel mehr an dieser tollen Frau zu bewundern. Aber ich kam nicht von den Augen los.

Sie bediente das Interkom. „Sylvia, keine Anrufe und Besucher, bis ich mich melde.“

„Ja, Frau Oberst!“

Sie wandte sich wieder mir zu.

„Sie wissen, Soldat, dass ich nicht viel von geistlosem militärischem Drill als Strafkolonie halte, sondern versuche, aus einer Bestrafung etwas Persönliches zu machen, damit auch für den Sünder dabei etwas Positives herauskommt und wenn es nur mein Po ist, dem sie hinterherlaufen.“

Sie grinste ganz offen, und ich wusste nicht, ob ich ebenfalls grinsen durfte. Ich entschied mich vorsichtig für einen neutralen Gesichtsausdruck, der mir aber nicht so recht gelang. Leicht zuckende Mundwinkel konnte ich nicht unterdrücken.

Die Kommandantin ignorierte das und fuhr nach dieser kurzen Pause mit der Erklärung ihrer Philosophie fort: „Daher meine berüchtigten Strafrunden, die bei den Soldatinnen und Soldaten aber auch ein wenig zur Fitness beitragen, sonst wäre das sinnlos und für mich vertane Zeit.“

Sie betrachtete mich eine Weile nachdenklich. Ich wagte nichts zu sagen. Die Atmosphäre im Raum war sonderbar, aber ich konnte nicht identifizieren, was hier vorging. Gab es noch Schlimmeres als die Strafrunden? Schließlich stand sie auf und ging um den Schreibtisch herum zu einem Wandschrank, wobei ich einen aufregenden Anblick einer hauteng sitzenden Uniformhose mit aufregendem Inhalt genießen konnte. Während sie eine breite Schublade öffnete, setzte sie ihren Monolog fort.

„Bei Ihnen schwebt mir jedoch ein anderes Verfahren vor.“